



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein neuer Phantasmus.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Am 11. August morgens um vier Uhr kam ein Verwandter Bruats zu uns. Bruat ließ uns durch ihn sagen, wir möchten uns so bald als möglich in Sicherheit bringen. Wir nahmen Abschied von einander, indem wir uns umarmten und uns in dem Lande der Freiheit dem Schutze Gottes empfahlen. Auf wunderbare Weise ist es uns allen dreien möglich gewesen, unsre Heimat wiederzusehen.

Alle verwundeten Offiziere waren niedergemetzelt worden, mit Ausnahme des Herrn von Repond, dem es gelang, zu entkommen, obgleich er einen Schuß durch das Bein erhalten hatte.

Man sieht, daß durch diesen Bericht, der den Stempel der Wahrheit an der Stirn trägt, mehrere bisher allgemein geglaubte Dinge in ganz anderm Lichte erscheinen. Von Santerre wurde erzählt, er sei so feige gewesen, daß ihm Westermann mit auf die Brust gesetztem Degen den Befehl zum Angriffe der Tuileries habe abtrotzen müssen; bei Durler dagegen läßt er es keineswegs an Mut fehlen. Wenn sonst erzählt wird, der Oberst der Schweizer habe den Befehl zu feuern gegeben, so ergiebt sich aus Durlers Bericht, erstens, daß gar kein Oberst, sondern nur ein Kapitän die Schweizer in den Tuileries kommandirte, und daß der Befehl zu feuern nicht von ihm ausging. Während bis jetzt angenommen wurde, der König habe d'Hervilly mit dem Befehl abgesandt, das Feuer einzustellen, sobald die ersten Schüsse gefallen waren, ergiebt sich aus Durlers Bericht als unzweifelhaft, daß der König in diesem Punkte vollständig richtig gehandelt hatte: er ließ dem Kampfe ein Ende machen, als die Schweizer besiegt waren und zurückgehen mußten. So kann denn auch keine Rede mehr davon sein, daß die Schweizer mitten im Siege durch den königlichen Befehl aufgehalten worden seien: sie mußten den Kampf einstellen, und hätten, da ihnen die Munition ausgegangen war, die Tuileries nicht mehr halten können. Durch seinen Befehl, den Kampf einzustellen, that der König alles, was in seiner Macht stand, um wenigstens einem Teile seiner treuen Soldaten das Leben zu retten.



Ein neuer Phantafus.



wei Menschenalter sind vergangen, seit Ludwig Tieck unter dem Titel des „Phantafus“ seine Jugenderzählungen, dramatisirten Märchen und satirischen Spiele gesammelt und in einen jener Rahmen gefaßt hat, die seit Boccaccios Vorgang im „Decamerone“ in der Erzählliteratur aller Völker wiederkehren. Als Tiecks „Phantafus“ zu erscheinen begann, war es eine schlimme Zeit — der erste Band mit der wahrhaft poetischen Einleitung, mit den phantastischsten Erzählungen

Tiecks „Der blonde Eckert,“ „Der getreue Eckart,“ „Der Rünenberg“ und „Der Pokal“ erschien 1812, in demselben Sommer, wo sich die Heere des gesamten Abendlandes unter der Führung des französischen Imperators gegen Rußland wälzten und die kriegerische Weltgeschichte selbst in den stillen Erdenwinkel drang, in welchem der romantische Dichter vor der Unbill des Tages Zuflucht gesucht hatte. Tieck lebte damals mit Weib und Kind auf dem Gute Ziebingen bei Frankfurt an der Oder — er hatte nach langer Krankheit und gänzlicher Unfähigkeit zum Schaffen sich im Jahre 1811 zu neuem Mut und neuen Vorsätzen aufgerafft, die verbindende Erzählung zum „Phantafus“ sollte ihm die Möglichkeit geben, seine ältern und die neuen Schöpfungen, die eben jetzt entstanden, zwanglos zu verknüpfen. Kaum war der erste Band des „Phantafus“ erschienen, so brach das große Kriegsunwetter aufs neue los, das erst nach vollen zwei Jahren austoben sollte, und der „Phantafus“ konnte mit dem dritten Bande erst 1817 abgeschlossen werden. Der „Phantafus“ gehörte zu den Büchern, die nur langsam eine gewisse Verbreitung in besonders gebildeten Kreisen gewannen, doch erweisen die spätern Auflagen, daß er, wenn auch spärlich, doch Leser und Bewunderer hatte. Heute freilich möchte man wohl die Frage aufwerfen, wie viele der lebenden Deutschen das Buch Tiecks je in den Händen gehabt, geschweige denn gelesen haben.

Diese literarhistorische Erinnerung ist uns unwillkürlich bei einem lebenswürdigen Buche gekommen, welches in unmittelbarer Anknüpfung an Tieck unter dem Titel Neuer Phantafus*) vor kurzem erschienen ist. Ganz wie der alte, bietet der „Neue Phantafus“ innerhalb einer Rahmenerzählung eine Reihe von Novellen und einige Märchendramen in kurzen und kecken Reimen, die Rahmenerzählung schließt mit einer durch die vorgeführten Zwischenepisoden gut vorbereiteten und allerseits befriedigenden Verlobung, das Ganze aber enthält eine solche Fülle von frischer Darstellungskraft, gesundem Geist und feiner Selbstironie, daß der Verfasser nicht nötig gehabt hätte, sich hinter dem Wall der Pseudonymität (Utis, d. i. Niemand) zu bergen:

Niemand nennt sich ein Held, zu entgehn der Cyclopen Verfolgung:

Niemand bin ich, und gern bleib' ichs für Tadel und Lob.

Wer immer der Verfasser sei, er wird sich den Dank von zahlreichen Lesern verdienen, die ein lebendiges, in keiner Weise mit der Fabrikwaare des gewandten Schriftstellertums vergleichbares Buch noch zu würdigen wissen, auch wenn es nicht dem unmittelbarsten Bedürfnis des Augenblicks entspricht und nicht in die letzten Tiefen der Menschennatur hinabreicht, in die nur der gestaltungskräftige und auserwählte Dichter blickt. Zu den „Verufenen“ gehört Utis doch. Und damit ihm aus dem Vergleich mit Tiecks „Phantafus“ kein Schaden erwachse, mag gleich von vornherein betont sein, daß man wohl spürt, wie diese Erzäh-

*) Neuer Phantafus. Von Utis. Zwei Bände. Leipzig, Georg Böhme, 1887.

lungen, ja selbst die kleinen Märchenspiele in anderer, schärferer geistiger Luft gebiechen sind, als seiner Zeit die Spitzgeschichten und die gegen die Aufklärung gerichteten größeren Spiele Tiecks, als Blaubart, der gestiefelte Kater und Fortunat. Man braucht nur das Gespräch zwischen dem jungen dilettirenden Grafen und dem naturwüchsigem Maler zu Eingang der Novelle „Das geträumte Bild“ oder die Jugendgeschichte, welche die Novelle „Konrad Unverborsens dumme Streiche“ einleitet, zu lesen, um sofort im Klaren darüber zu sein, daß Utis nichts weniger als ein künstlicher Nachromantiker ist. Im Porträt des „Onkel Helfrich“ charakterisirt der Verfasser eine Art von Menschen und Kunstfreunden, welche die Brücke vom alten zum neuen Phantafus schlagen halfen und für unser gesamtes Leben noch lange nicht so unwichtig und gleichgiltig geworden sind, als sich die nicht gottesfürchtige, aber dafür sehr dreiste Tagesstimmung einbildet. „Onkel Helfrich war ein harmloser kleiner Mann um die Fünzig, früh ergraut, nervös und zart besaitet. Bei einem empfindsamen Herzen war er ledig, bei guten und wohlausgebildeten Fähigkeiten berufslos geblieben. Ein Übermaß von sittlich ästhetischem Feingefühl, das in seiner Natur lag, hatte ihn zu keiner Freudeigkeit des Lebens und Wirkens kommen lassen, und die sorgenfreie Lage, in die er hineingeboren war, erlaubte ihm, sich den mannichfachsten Interessen hinzugeben. Er trug insgeheim eine Art von bösem Gewissen mit sich herum, daß er der Welt so wenig leistete; dafür verlangte er auch nichts von ihr. Er liebte die Stille; er studirte viel und vielerlei; er schrieb nie ganz wenig und ließ niemals etwas drucken, weil ihm nie etwas genügte und er von nichts eine Wirkung erwartete. Nur in vertrautem Kreise las er manches vor, doch mit soviel Diskretion, daß er sich seinen Mitmenschen nie furchtbar machte. Mit jungen Leuten hatte er gern zu thun und war für sie von angenehmer Gegenwart, weil seine Art sich zu geben nichts Schulmeisterliches hatte.“ Sowohl in dieser Charakteristik als in der Folge seines Buches redet der Verfasser einem Dilettantismus das Wort, der die handwerkliche Kunstübung allzugerung schätzen gelernt hat. So wie Utis die dilettirende Beschäftigung mit den Künsten meint und verstanden haben will, ist sie geradezu unentbehrlich, ohne ein nicht farg zu begrenzendes Maß von Liebe und Hingebung giebt es weder erquickliche Leistungen noch frisches Verständnis. Seine „Dilettanten“ sind eben nicht mit der leidigen Klasse verwandt, der wir auf Schritt und Tritt begegnen, welche die Liebe zur Kunst nur vorgiebt, indem sie die Vorbedingungen ignorirt, unter denen allein Ausübung der Kunst möglich ist. Diese Herren Norbert, Arnold und so weiter bis herab auf den Gymnasiasten, welchen Utis in seinem Personenverzeichnisse mit aufnimmt, wetteifern ja an Erfindungsgabe, frischer Charakteristik und gebildetem Stil mit vielen der gegenwärtigen Berufsschriftsteller und haben den poetischen Hauch, der die meisten Gaben des „Neuen Phantafus“ durchweht, noch vor jenen voraus. Ein paar so vortreffliche Novellen wie „Konrad Un-

verdorbens dumme Streiche" und „Das geträumte Bild". Lassen die jüngsten Preisnovellen hinter sich, was freilich an sich noch nicht viel bedeuten will. Scherz beiseite: der Verfasser des „Neuen Phantafus" ist im landläufigen Sinne kein, wohl aber ein Dilettant in jenem Sinne, den er selbst mit dem vervehmten Worte verbindet. Wenn es Unterhaltungsliteratur geben soll und muß, so ist diejenige, die so nahe an die Dichtung grenzt, wie die hier gebotene, die rechte, und wir zweifeln nicht, daß jedem Leser ein Buch wie dieses wahren Genuß bereiten wird. Wem die dramatisirten Märchen (unter denen „Die Gänsemagd," das alte Falladamärchen und „König Drosselbart" am hübschesten behandelt sind) nicht behagen, der kann leicht über sie hinwegblättern, wen nur die geschlossenen Erzählungen anziehen und wem die Rahmenarabesken gleichgiltig sind, der wird die erstern leicht herausfinden. Im ganzen aber wird auch hier der den besten Eindruck empfangen, der das Ganze liest und ruhig auf sich wirken läßt. Eine Menge von feinern Bezügen und selbst die gesunde Anschauung und Bildung, aus der das Ganze hervorgegangen ist, werden dann erst lebendig und sichtbar.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß der Verfasser des „Neuen Phantafus" mit dem Schwindel der jüngsten Modernität in entschiedenem und energischem Widerspruch ist. Er vertritt auf jedem Blatte seines Buches die lebendige, von einer warmen Innerlichkeit erfüllte und getriebene Natur, den unerläßlichen Kern einer sittlichen Bildung, welche aus dem noch unverfälschten Familiendasein ohne großes Geschrei von selbst erwächst, er zeigt ein feines und lebendiges Gefühl für alle anspruchslose Tüchtigkeit und einen herzlichen Haß gegen das Strebertum in jeder Form und Gestalt. Ja er läßt sich in seiner Abneigung gegen die Modernität gelegentlich so weit gehen, daß er die Wirkung seiner Erfindungen zerstört. Luzi Tannegger, der Maler, kann sonst was thun, um die Gräfin Anna zu vergessen, aber die „Randl" aus dem „Rosl" darf er nicht heiraten, weil er damit platt und armselig wird. Wenn er sie liebte, stünde es anders — doch kommt für die Hauptsache der Novelle nichts darauf an.

Die Dilettanten, welche Utis handeln, dichten und erzählen läßt, verlieren in ihrem an sich löblichen Eifer, der gesunden Empfindung zu Recht zu verhelfen, hie und da das Urteil darüber, was nach ihren eignen Voraussetzungen möglich und würdig ist. Aber es verschlägt nicht viel und wir zweifeln nicht, daß Arnold und Cornelia einen Sohn haben werden, der kein Dilettant, sondern ein großer, gesund und poetisch zugleich fühlender Künstler sein wird.

